Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 41

Artikel: Der entwendete Brief [Fortsetzung]

Autor: Poe, Edgar Allan

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646109

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und dazu ein Himmel mit einem leuchtenden Blau. — Ich bin noch des öftern zum Grat hinaufgegangen, bei schönem Wetter, bei Nebel und bei Sturm. Und bei einem Sturm wurden wir fast fortgeblasen vom Wind, aber wir schüttelten uns nur, und konnten gar nicht begreifen, warum uns der Grat so frostig empfing. — Und dann sind wir noch einmal im November zu ihm hinauf gegangen. Es war traurig und kalt. Wir konnten ihn jedoch nicht besteigen, denn eine tolle Windsbraut peitschte den Neuschnee seinen Flanken entlang und höhnte unserer Andacht. Wir kehrten still um, voll dumpfer Ahnungen und freuten uns trotz aller Bangigkeit auf einen blauen Herbsttag. — Nein, nicht Sommertag, ein Herbsttag muß es sein, denn im Sommer suchen wir Eis und Schnee auf, aber im Herbst, wenn eine herbe Dämmerung naht, auf leisen Sohlen, wie Mädchen die kommen um Abschied zu nehmen, dann suchen wir ihn wieder auf, unsern Grat.

Der entwendete Brief. (Fortsetzung.)

Eine Detektiv-Geschichte von Edgar Allan Poe.

„Ich darf wohl annehmen, daß Sie auch die Spiegel, den Raum zwischen Rückwand und Glas, die Betten und die Bettwäsche, die Vorhänge und die Teppiche prüften?"

„Natürlich. Und als wir alles bis aufs kleinste genau untersucht hatten, durchforschten wir schließlich das Haus als solches. Wir teilten seine Flächen in kleine Bezirke, die wir mit Nummern versahen, um nichts zu vergessen, und dann wurde jeder Quadratzoll unter die Lupe genommen, nicht nur im Hause des Ministers, sondern auch in den beiden Nebengebäuden."

„Auch in den Nebengebäuden?" rief ich. „Was müssen Sie für Arbeit gehabt haben!"

„Allerdings. Aber die ausgesetzte Belohnung war, wie gesagt, fürstlich."

„Durchforschten Sie auch die Höfe des Hauses?"

„Jawohl. Sie sind sämtlich mit Steinen gepflastert, so daß sie verhältnismäßig geringe Mühe verursachten. Wir prüften das Moos zwischen den Steinen und fanden es unverändert."

„Natürlich untersuchten Sie auch die Papiere D.'s und die Bücher in seiner Bibliothek?"

Selbstverständlich. Jedes Briefpäckchen wurde geöffnet und jedes Buch nicht nur aufgeschlagen, sondern Seite für Seite durchblättert. Die Methode so vieler Polizeioffiziere, ein Buch bei den Einbanddeckeln zu nehmen und kräftig zu schütteln, genügte uns nicht. Wir maßen die Dicke der Einbanddecken und prüften die letzteren unter der Lupe. Wäre irgend ein Einband aufgeschnitten und wieder zusammengeklebt worden, es hätte uns nicht entgehen können. Fünf oder sechs Bände, die offenbar eben erst vom Buchbinder gekommen waren, untersuchten wir mit den Nadeln."

„Haben Sie die Fußböden unter den Teppichen nachgesehen?"

„Aber natürlich! Wir hoben jeden Teppich auf, untersuchten die Dielen mit dem Vergrößerungsglas."

„Und die Tapeten an den Wänden?"

„Auch die."

„Und die Keller?"

„Ebenfalls."

„Dann war Ihre Voraussetzung, daß sich der Brief noch im Hause befinde, ein Irrtum", sagte ich.

„Ich fürchte, Sie haben recht", erwiderte der Präfekt. „Aber nun sagen Sie mir, Dupin, was raten Sie mir noch zu tun?"

„Nochmals das ganze Haus zu durchstöbern."

„Das ist vollkommen zwecklos", antwortete G. „So gewiß ich lebe und atme, so gewiß befindet sich der Brief nicht mehr in der Wohnung des Ministers."

„Einen bessern Rat kann ich Ihnen nicht geben", sagte Dupin. „Sie wissen natürlich genau, wie der Brief aussieht?"

„O ja. Selbstverständlich." Dabei zog der Präfekt ein Notizbuch aus der Tasche und las uns die genaue Beschreibung der inneren und äußeren Beschaffenheit des Dokumentes vor. Nachdem er damit fertig war, verließ er uns so niedergeschlagen, wie ich ihn vorher nie gesehen hatte.

* * *

Etwa vier Wochen später besuchte er uns abermals und fand uns fast in derselben Situation wie beim ersten Besuche. Er setzte sich, ließ sich eine Pfeife reichen und plauderte von gleichgültigen Dingen. Endlich fragte ich: „Wie steht es um den entwendeten Brief, lieber G.? Haben Sie endlich erkannt, daß es undankbar ist, den Minister überlisten zu wollen?"

„Hol ihn der Kuckuck! Ja! Ich habe, wie Dupin mir riet, nochmals alles durchsucht, und zwar ganz vergebens. Ich wußte, daß es umsonst sein würde."

„Wie hoch beziffert sich eigentlich die ausgesetzte Belohnung?" fragte Dupin.

„Nun, sie ist hoch, wahrhaft fürstlich. Ich will die genaue Summe nicht nennen, doch kann ich immerhin soviel sagen, daß ich für die Herbeischaffung des Briefes ohne Bedenken fünfzigtausend Franken aussetzen würde. Die Sache wird nämlich von Tag zu Tag brenzlicher; und deshalb ist die Belohnung verdoppelt worden. Indessen — wenn sie verdreifacht würde: ich tat, was ich konnte; mehr kann ich nicht tun."

„Nun", sagte Dupin gedehnt, indem er behaglich aus seiner Meerschaumpfeife paffte, „ich weiß nicht, lieber G... ob Sie wirklich alles getan haben... was möglich war... Ein bißchen mehr... meine ich... hätten Sie wohl noch tun können. Hm?"

„Wieso denn? Inwiefern?"

„Nun — paff, paff — Sie könnten sich zum Beispiel — paff, paff — Rat erteilen lassen. Meinen Sie nicht? Paff, paff. Erinnern Sie sich der Geschichte, die man von Abernethy erzählt?"

„Nein. Was geht mich Abernethy an! Hol ihn der Teufel!"

„Meinetwegen. Soll er ihn holen! Aber eines Tages — erzählt man — versuchte ein reicher Geizkragen diesem Abernethy ein ärztliches Gutachten gleichsam abzulisten. Er zog den berühmten Arzt in einer Privatgesellschaft beiseite, begann mit ihm ein harmloses Gespräch und schilderte ihm seinen eigenen Krankheitszustand, als ob er von einer dritten Person spräche. Nehmen wir an, sagte der Geizhals, daß sich bei diesem Kranken etwa die folgenden Symptome zeigten. Was würden Sie in solchem Falle raten, lieber Doktor? Einen Arzt zu befragen, erwiderte Abernethy."

„Aber ich bin ja sehr gerne bereit, einen Rat anzunehmen und zu bezahlen", sagte der Präfekt ein wenig verlegen. „Ich würde tatsächlich fünfzigtausend Franken opfern, wenn mir jemand aus der Affäre hülfe."

„Wenn das der Fall ist", entgegnete Dupin, indem er ein Schubfach öffnete und ein Scheckbuch hervorholte, „so schreiben Sie mir bitte eine Anweisung aus auf die eben genannte Summe. Sobald Sie unterschrieben haben, werde ich Ihnen den Brief aushändigen."

Ich war überrascht. Der Präfekt sah aus, als habe ihn der Blitz getroffen. Ein paar Minuten saß er sprachlos und regungslos da und sah mit offenem Munde meinen Freund ungläubig an, wobei seine Augen förmlich aus den Höhlen herausquollen; dann schien er wieder zu sich zu kommen, ergriff eine Feder, füllte mit mehrfachen Unterbrechungen, während derer er wie ein Träumender in die Luft starrte, einen Scheck über fünfzigtausend Franken aus, unterzeichnete ihn und reichte ihn Dupin über den Tisch hin. Dieser prüfte die Anweisung sorgfältig und legte sie in eine Brieftasche; dann schloß er ein Pult auf, nahm einen Brief heraus und gab ihn dem Präfekten. Der ergriff ihn halb außer sich vor Freude, entfaltete ihn mit zitternden Händen, warf einen flüchtigen Blick auf den In-

halt und verließ dann in höchster Verwirrung und ohne Abschiedsgruß das Zimmer. Seit Dupins Aufforderung zur Ausstellung eines Schecks war keine Silbe über die Lippen des Präfekten gekommen.

Nachdem der Beamte gegangen war, gab mir mein Freund die Erklärung.

„Die Pariser Polizei", begann er, „ist in ihrer Weise ganz tüchtig. Sie ist unermüdlich, ist scharfsinnig und verschlagen und besitzt alle Kenntnisse, die ihr Beruf erfordert. Nachdem uns G. die Durchsuchung der Ministerwohnung geschildert hatte, war ich vollkommen überzeugt von der Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit seiner Maßnahmen — so weit sie sich nämlich erstreckten."

„So weit sie sich erstreckten?" wiederholte ich.

„Ja", antwortete Dupin. „Die Maßnahmen waren nicht nur an sich ausgezeichnet, sie wurden auch unübertrefflich gut ausgeführt. Wäre der Brief im Bereich ihrer Nachforschungen versteckt gewesen, so hätten die wackeren Leutchen ihn sicher gefunden."

Ich mußte lachen. Aber Dupin schien das Gesagte ganz ernsthaft gemeint zu haben.

„Die Maßnahmen des Präfekten", fuhr er fort, „waren an und für sich also tadellos und die Ausführung ließ nichts zu wünschen übrig; nur schade, daß sie für diesen besonderen Fall nicht die richtigen waren. Ohne jeden Zweifel ist das Arbeitssystem des Präfekten sehr geistvoll erfunden, doch darf er es nicht zum Prokustesbett machen und jeden beliebigen Fall gewaltsam hineinzwängen wollen. Der gute G. pflegt entweder zu scharf oder zu oberflächlich zu arbeiten; ein Schuljunge ist manchmal schlauer als er. Ich kannte einen etwa achtjährigen Knaben, der in dem Ratespiel ‚Gerade oder ungerade' so große Erfolge erzielte, daß man ihn allgemein bewunderte. Es ist ein sehr einfaches Spiel mit Murmeln. Einer der Spieler nimmt eine Anzahl der kleinen Kugeln in die Hand und fragt den andern, ob diese Zahl gerade oder ungerade sei. Rät jener richtig, so gewinnt er eine Kugel, rät er falsch, so verliert er eine. Der betreffende Junge, von dem ich sprach, nahm auf diese Weise seinen sämtlichen Schulkameraden die Murmeln ab, und zwar infolge einer bestimmten Methode. Er beobachtete nämlich die Gegenspieler und schätzte den Grad ihrer Klugheit ab. Hatte er zum Beispiel einen ausgemachten Dummkopf vor sich und auf dessen Frage: ‚Gerade oder ungerade' die unrichtige Antwort ‚ungerade' gegeben, so gewann er beim zweiten Gang umso sicherer, weil er sich sagte: ‚Der Schafskopf hatte beim ersten Versuch eine gerade Zahl in der Hand, und seine Pfiffigkeit reicht eben hin, um ihn nun eine ungerade nehmen zu lassen. Ich muß also demgemäß raten'. Er tut's und gewinnt. Hatte er einen etwas gescheiteren Gegner vor sich, so überlegte er folgendermaßen: ‚Mein Mitspieler weiß, daß ich beim ersten Gang ungerade geraten habe, und nimmt sich infolgedessen vor, beim nächsten Mal eine gerade Zahl von Murmeln in seiner Hand zu verschließen, genau wie der erste Schafskopf es machte. Bald aber kommt ihm ein anderer Einfall. Er findet den einfachen Wechsel zu naheliegend und wählt deshalb nochmals dieselbe Zahl wie zuvor. Ich muß also auf seine Frage jetzt wieder ungerade sagen.' Er tut es, und er gewinnt. Worin besteht nun die Methode des Jungen, den seine Kameraden als Glückskind bestaunen?"

„Einzig und allein in der Fähigkeit, sich in den Gedankengang seines Gegners hineinzuversetzen", erwiderte ich.

„Jawohl", sagte Dupin, so ist es. Als ich den Knaben einmal befragte, wodurch er mit solcher unfehlbaren Sicherheit die Gedanken seiner Mitspieler errate, bekam ich die Antwort: ‚Wenn ich erfahren will, ob jemand klug oder dumm, gut oder schlimm ist, und was er im Augenblick sinnt und denkt, so suche ich den Ausdruck seines Gesichtes so gnau wie möglich nachzuahmen und warte dann ab, was für Gedanken und Gefühle in mir aufsteigen und also dem Ausdruck meiner Gesichtszüge entsprechen.' Diese Antwort des Schulknaben bildet den Schlüssel zu der vermeintlichen Sehergabe, mit der man Rochefoucauld und La Bruyère, Macchiavelli und Campanella auszustatten pflegt."

„Und diese Fähigkeit, sich in den Geist eines andern hineinzuversetzen, hängt, wenn ich Sie richtig verstanden habe, von der Genauigkeit ab, mit der man den Intellekt seines Gegners beurteilt?"

„Ja", antwortete Dupin, „wenigstens der praktische Wert jener Fähigkeit. Und daraus erklären sich nun auch die vielfachen Mißgriffe des Präfekten und seines Stabes sie wissen sich erstens nicht in die Lage des Gegners hineinzudenken und stellen zweitens den Grad seiner Klugheit entweder ungenügend oder gar nicht in Rechnung. Sie kleben immer an ihren eigenen scharfsinnigen Gedankengängen, und wenn sie etwas Verborgenes auffinden wollen, so suchen sie ausgerechnet nur da, wo etwa sie selbst es versteckt haben würden. Insofern haben sie allerdings recht: ihr Verstand steht genau auf dem Durchschnittshöhe. Sobald sie aber mit einem zu tun haben, dessen Schlauheit von ganz besonderer Art ist, geraten sie gleich auf die falsche Fährte. Und das ist ebensowohl der Fall, wenn der Gegner an Schlauheit sie überbietet, als wenn er der minder Listige ist. Sie machen keine Unterschiede bei ihren Nachforschungen; wenn ein außergewöhnlicher Fall oder eine ungewöhnlich hohe Belohnung zu ganz besonderem Eifer spornt, so überbieten sie höchstens die alten Methoden und Kniffe, verändern jedoch nicht zugleich ihr System. Hat man z. B. im Falle D. die Methode gewechselt? Was ist denn all dieses Bohren, Sondieren und Abklopfen, dieses Prüfen mit dem Vergrößerungsglase, dieses Einteilen der Räumlichkeiten in numerierte Quadratzollflächen — was ist das anderes als die Uebertreibung der einen oder meinetwegen vielen Durchsuchungsmethoden, an die sich der Präfekt auf Grund seiner ein für allemal feststehenden Beurteilung der menschlichen Schlauheit im Laufe seiner langen Praxis gewöhnt hat? Als vollkommen selbstverständlich setzt er, wie Sie bemerkt haben werden, voraus, daß alle Menschen, die einen Brief zu verheimlichen haben, ihn nicht gerade in einem ausgebohrten Stuhlbein, wohl aber mindestens in einem geheimen Loche oder einem ungewöhnlich schwer auffindbaren Winkel verbergen. Und finden Sie nicht ferner, daß solche auserlesenen Schlupfwinkel nur für alltägliche Fälle passen und nur vom Durchschnittsverstande benutzt werden? Wo immer ein Gegenstand in so ausgesucht kniffliger Weise versteckt wird, da ist seine Auffindung weniger Sache des Scharfsinns als vielmehr der Sorgfalt, Geduld und Ausdauer des Suchenden. In Fällen von Bedeutung, oder was in den Augen der Polizei auf dasselbe herauskommt: im Fall einer zu erwartenden hohen Belohnung verfehlten denn meines Wissens auch diese Eigenschaften bisher nie ihr Ziel. Sie werden nun meine frühere Bemerkung verstehen, daß dem Präfekten der Brief ganz gewiß nicht entgangen wäre, falls dessen Versteck im Bereich seiner Nachforschungen gelegen hätte. So aber ist der Beamte gehörig an der Nase herumgeführt worden. Der tiefere Grund seines Mißgeschicks ist der Irrtum, daß der Minister, weil ihm der Ruf eines Dichters vorausgeht, ein Narr sei. Alle Narren sind Dichter, sagte sich der Präfekt; er machte sich also lediglich eines non distributio medii schuldig, wenn er daraus die Folgerung zieht, daß alle Dichter auch Narren seien."

(Schluß folgt.)

Zwei Kristalle.

Zwei Kristalle lagen nebeneinander in einer Steinsammlung. Der eine war mit einer dicken Schicht von Staub besetzt und lag so grau und trübe da, der andere, neu hinzugekommen, sammelte und spiegelte in Reinheit das himmlische Licht der Sonne. „Wie fängst du es nur an, das Zimmer zu erhellen?" sprach der finstere zu seinem Freund.

„O sieh'!" entgegnete der erste, „du könntest ja so gut wie ich den Himmel spiegeln, nur Erdenstaub ist schuld an deiner Finsternis.

Roland Bürki.